

nichts zu verlieren hatte, zum König trat und sagte: Herr, mir verschlägt es wenig, ob Ihr mich für den Sohn meines Vaters haltet oder nicht, und darum sage ich Euch gerade heraus und weiß es sicherlich, daß Ihr fasernackt einherzieht. Doch der König schlug ihn und sagte, er sähe seine Gewänder bloß deshalb nicht, weil er der Sohn eines Andern sei als den er für seinen Vater hielt. Nachdem aber der Neeger einmal herausgeplagt, sagte ein Anderer, der es mit angehört, dasselbe, und so immer mehrere, bis der König und alle Andere ihre Furcht, die Wahrheit zu bekennen, fahren ließen und den Betrug erkannten, den ihnen die Schelme gespielt hatten. Als man aber diese aussuchte, waren sie nirgends zu finden, denn sie hatten sich mit dem, was sie durch ihre List vom König erbeutet, schon davon gemacht.

Und wenn nun, Herr Graf Lucanor, jener Mann verlangt, daß keiner Eurer Vertrauten von seinem Geheimniß irgend etwas erfahren soll, so könnt Ihr sicherlich glauben, daß er Euch nur betrügen will. Denn wahrlich, was hätte er, der Euch keinen Dank schuldig ist, für Grund, eifriger Euer Bestes zu suchen, als alle diejenigen, die mit Euch leben und durch Wohlthaten verpflichtet sind, auf Euren Vortheil und Dienst Bedacht zu nehmen?

Der Graf, der den Rath weise fand, handelte darnach und befand sich wohl dabei.

Wer Heimlichkeit vor Freunden Dir will ratthen,
Der scheut nur Zeugen seiner Schelmen=Thaten.

Die schöne Wienerin,

oder

B u a r m u n d z u r e i c h .

Von Wilhelm Müller.

(Mit einem Stahlstich, nach dem Gemälde von Etienne Liotard in der Dresdener Bildergallerie.)

Es ist beinahe hundert Jahre her, als in Wien eines Abends zwei junge Männer in ein berühmtes Caffeehaus traten. — „Zwei Tassen Chokolade!“ rief der eine, der ein recht

froh, heiteres Angesicht zeigte, während der Andere mit finstern Blicken umher spähte. — Der Kellner brachte die Schokolade und empfing von dem Finstern einen unwilligen Blick. „Siehst du“, flüsterte er seinem Gefährten zu, „sie ist abermals abwesend, abermals für den ganzen Abend verschwunden. Es ist eine Abenteurerin! o, wie konnt' es auch anders sein, ein Mädchen mit diesen Reizen, mit dieser Gestalt, und Aufwärterin in einem Kaffeehause!“

Sein Gefährte schüttelte den Kopf und erwiderte: „Es ist etwas Seltsames in deinem Betragen und in deinen Ansichten. Du liebst nicht deine ferne Braut; nur Familienrücksichten und Convenienz werden bei diesem Bunde berücksichtigt und dennoch glaubst du an Eugeniens Liebe und Anhänglichkeit, deren Herzlosigkeit dir doch nicht unbekannt ist. Dieses Mädchen aber liebst du mit der ganzen Gluth deines Herzens, und dennoch zweifelst du an ihrer Seelenreinheit.“

Adolph senkte das finstre Gesicht in die Hand und erwiderte leise: „es ist wohl nicht ganz so, wie du sprichst. Meiner Mutter Birten verlobten mich mit Eugenie. Du weißt, mein Ohm ist eben so rauh als bieder; seine trüben Erfahrungen und seine Wunden haben ihn zu einem scheinbaren Menschenfeinde gemacht. Ich habe es nie erfahren, weshalb er sich mit Eugeniens Eltern entzweite, ich weiß auch nicht, wer im Unrecht war. Meine gute Mutter aber glaubte dadurch eine Versöhnung herbeizuführen, wenn Eugenie meine Gattin würde. Ja“, fuhr der junge Mann noch leiser mit stockendem Odem fort, „ich liebte Eugenie nicht; aber dem Flehen einer sterbenden Mutter widersteht kein guter Sohn; ich gab meine Einwilligung und somit erhellte ich die letzte dunkle Stunde der geliebten Mutter durch eine freundliche Hoffnung.“

„Die aber nicht in Erfüllung geht“, fiel Etienne, sein Gefährte, ein, „denn dein Ohm, der dir sonst immer so wohl wollte, anstatt versöhnt zu werden durch diese Verbindung, zürnte vielmehr heftig, als er die Verlobung erfuhr, und drohte, dich zu enterben.“

„Er wird es nicht thun, sein Herz ist gut.“

„Aber wenn er es doch thäte“, rief Etienne, „würdest du auch dann dein Wort halten?“

Abdolph hob stolz das Haupt empor und entgegnete verlegt: „Etienne! das Wort eines Ehrenmannes ist unverletzlich!“ Etienne fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort: „Aber wenn dann deine Braut dem völlig verarmten Bräutigam entsagt?“

„Sie wird es nicht“, erwiderte Graf Abdolph mit unsicherer Stimme, „sie wird, wie ich, Wort und Treue halten.“

Etienne lächelte sonderbar und sprach: „gesetzt, es geschähe doch, was würdest du dann thun?“

„Dann!“ — rief Abdolph hoch aufathmend, aber er unterbrach sich selbst und erwiderte — „ich wäre unglücklich wie zuvor, denn, die ich liebe, ist meiner unwürdig.“

Etienne faßte des Freundes Hände und bat mit freundlichen Lauten: „Abdolph, du hast mir in diesem Augenblick deines Herzens tiefe Wunden gezeigt, gib mir nun auch das letzte Vertrauen, sage mir, wie es kommt, daß du, sonst so arglos jeder Menschenbrust vertrauend, bloß an der Sitteneinheit dieser Armen zweifelst.“

„Ihre Schönheit — ihre seltene Anmuth — im Widerspruche mit ihrem Stande, ihr sonderbares, unausgesetztes Verschwinden an jedem Abend aus diesem Hause — und dann“, fuhr der Graf mit gepreßter Stimme fort, „es ist mir als würde ich unglücklich, namenlos unglücklich sein, wenn der Himmel ihres Herzens so rein wie ihr Auge wäre.“

„Welch eine Schattenseite deines und des menschlichen Herzens“, rief Etienne erzürnt. „Ich will dir nicht weiter antworten, die arme Antonie nicht ferner nutzlos vertheidigen, aber folge mir.“

Sie verließen das einsame Zimmer, in welchem kein Zeuge sie belauscht hatte und wanderten durch die stolzen, belebten Straßen Wiens immer mehr dem ärmern Theile der Stadt zu. Jetzt bog Etienne in eine enge, unerhellte Seitengasse. — „Wohin führst du mich?“ fragte Abdolph. — „Kommt nur!“ entgegnete der Freund wortfarg und noch immer verstimmt.

In dieser dunkeln Gasse war bereits jede Lebensthätigkeit geendet, die Hausthüren fest verschlossen, die verfallenen, kerkerartigen Häuser unerhellt.

Jetzt standen sie vor einem niedern Hause, dessen Laden noch nicht geschlossen waren und wo durch die Fenster Scheiben

noch Licht schimmerte. Rasch schob Etienne den Freund zum Fenster hin und flüsterte: „Schau, was sich dort begiebt.“

In dem kleinen, niedern Stübchen stand die Lampe auf dem unzierlichen Tische von schlichtem Tannenholz, und erhellte hinlänglich den engen Raum, um ein dunkles Trauerbild erkennen zu lassen. Auf dem dürstigen Lager lag ein Schwererkrankter, vor ihm kniete ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und schien ängstlich bemüht, des Kranken Leiden zu lindern. Sie richtete die Kissen unter seinem Haupte, reichte ihm Arznei und Labung, strich ihm mit sanfter Hand das wirre Haar aus dem bleichen Antlitz, schien ihm Trost und Hoffnung zuzusprechen und übte so das Werk der Liebe und Barmherzigkeit.

Der Graf wandte kein Auge von diesem Auftritt, sein Herz bebte und drohte die enge Brust zu sprengen; endlich, als aus seinem Auge die glühenden Tropfen niederfielen, errang er so viel Athem, um dem Freunde zuflüstern zu können: „um Gott! was begiebt sich hier?“

Etienne zog den Grafen von dem Fenster und flüsterte: „Komm, daß man den Lauscher nicht gewahrt.“

Widerstandlos ließ sich der Graf weiter führen; nach einer Pause rief Etienne: „jetzt weißt du, wie und wo Antonie ihre Abende zubringt; willst du noch nicht an ihre Tugend glauben?“

„D, beschäme mich nicht noch tiefer“, rief der Graf, „erkläre mir die Räthsel, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. Ist sie nicht elternlos, wie wir glaubten, war jener Mann ihr Vater?“

„Ihr Rabenvater!“ entgegnete Etienne mit harter Stimme. „Feurige Kohlen sammelt sie auf dieses Menschen Haupt. Du sollst Alles wissen, aber frage mich nicht, wie ich es vernommen und erfahren habe.“

Der Graf drückte nur fester die Hand des Freundes und Etienne fuhr fort:

„Zwei österreichische Offiziere zogen in die Schlacht, welche gegen die Türken und rebellischen Ungarn geschlagen werden sollte; sie waren sich beide gleich an Rang und Lebensjahren, aber gar verschieden im Geschicke. Der eine war reich, hatte der Güter viele, aber eben daheim auch nichts anders als Geld und Güter zurückgelassen, eine Braut hatte ihm die Treue gebrochen,

denn ein noch Reicherer hatte um sie geworben und sie diesem ihre Hand gereicht; so waren die Tage dieses armen Reichens gedunkelt und sein Vertrauen an Weibertreue für immer vernichtet. — Der andre Krieger dagegen hatte nun wohl keine stolzen Schlösser, keine Güter; er war gar arm, aber er hatte, als er zum Kriege sattelte, ein treues liebes Weib und ein Töchterlein in der Wiege zurückgelassen; so wußte man eigentlich nicht, wer von Beiden der wirklich Reiche war, Erhard, dessen Ranzen und Börse immerdar leer war, oder Konrad, der mit allen seinen Schätzen sich keine Freude erkaufen konnte.

Beide Freunde nachteten in einem Dorfe des wild erregten Ungarlandes, noch fern von dem Hauptheere, noch fern von der vermeinten Schlacht. Da wurden sie geweckt aus dem sichern Schlummer durch wildes Kriegsgeschrei, durch prasselnde Flammen, welche überall die dunkle Nacht erhellten. Der furchtbare Tököly hatte das Dorf umzingelt und angezündet. Konrad und Erhard suchten die Destrreicher, wohl fünfhundert an der Zahl, zu sammeln und zu ordnen; aber die mehrsten lagen bereits im Todesfrieden auf blutiger Erde. Konrad wurde von den Feinden umringt, der Säbel eines Osmanen sauste auf ihn nieder und schlug ihm eine tiefe Wunde; er schien unrettbar verloren, als sein Freund, der treue Erhard, herbei eilte und zu seinem Schutze selbst die Todeswunde empfing, während Konrad von der blutigen Wahlstätte durch seine Getreuen davon getragen wurde. Als Konrad im Feldlazareth wieder die Augen erschloß und zum Bewußtsein erwachte, erfuhr er erst, daß sein Freund für ihn das Leben geopfert hatte. Der arme, oder der reiche Konrad, wenn Du ihn so nennen willst, soll seit dieser Zeit nie wieder gelächelt haben.“

„Erhards Wittwe ließ sich aber bethören und heirathete nach mehreren Jahren wieder. Ihr zweiter Gatte war ein wüster, roher Mensch, der bald des armen getäuschten Weibes Herz brach, so daß nun die kleine Tochter Erhards allein unter der Obhut des harten Stiefvaters zurück blieb; dieser behandelte das Kind streng und grausam und zwang die arme Waise, als sie kaum erwachsen war, zum niedern Dienste unter Fremden. Aber der Vergeltung ernstes Gericht ereilte den Sünder; in den Bädern, in Paris, London und Venedig hatte er sein Vermögen in Spiel und Trunk vergeudet, jetzt kehrte

er krank, fleh und böllig verarmt zurück. Seine ehemaligen Freunde und Genossen wollten ihn nicht mehr anerkennen. Hülflos, dem tiefsten Elende nah, lebt er nun in jener elenden Behausung, vor der wir vor wenigen Augenblicken standen. Da kommt nun die arme Waise, der er die Mutter mordete, die er zwang, unter Fremden ihr Brot zu suchen, jeden Abend zu ihm, pflegt ihn, tröstet ihn, lehrt ihn hoffen und beten, giebt ihm das Geld, welches sie erworben, erdarbt hat; und nimmer gedenkt sie der Zeit, wo sie um diesen Mann der Thränen so viele geweint, der Leiden so viele erduldet hat. Das ist Antonie von Eberfeld, das ist Antonie, die man nur unter dem Namen: die schöne Wienerin, kennt. Und wenn du noch nicht die Ueberzeugung hast, daß dieses Mädchen Gott in ihrem Herzen trägt, so bist du ein Taub- und Blindgeborener.“

Abolphy drückte den Freund fest an die wogende Brust und eilte ohne Antwort von dannen.

An dem Frühmorgen des andern Tages saß der glückliche Etienne vor einem Pastelgemälde und malte mit Sorgfalt und Liebe. Gar lebend und voll wunderbarer Anmuth war das Bild. Da trat Abolphy zu dem Künstler; des Grafen Blicke sanken sogleich auf das liebliche Gemälde nieder, lange stand er schweigend vor demselben, endlich flüsterter seine Lippen: „ja, so sah ich sie zum erstenmal, so stand sie vor mir und ich vergaß, von ihrer Schönheit und ihren Reizen geblendet, die Tasse in Empfang zu nehmen.“

Der Künstler blickte lächelnd zu dem Freunde empor und fragte dann: „was ist dir, in deinen Zügen liegt eine seltsame Erregung, ist es Schmerz oder Freude?“

„Beides!“ entgegnete Abolphy, „du hast wahr gesprochen, mein Oheim hat mich enterbt.“

„Wirklich! rief Etienne in ängstlicher Spannung, und weiter geschah nichts?“

„Cassandra! rief der Graf, auch deine zweite Vorbedeutung ist eingetroffen, Eugenia entsagt der Hand des Armen und vermählt sich mit dem reichen Starosten Kostomilskoi.“

„O du Glücklicher!“ jauchzte Etienne, „nun ist das Original dieses Gemäldes dein?“

„Wird sie“ — fragte Abolphy hangend.

„Du unverbesserlicher Zweifler,“ rief Etienne, „wenn du nicht eilst, so gehe ich und werbe für mich selbst um das schöne Kind! Fort! fort! jeden Augenblick, den du zögerst, hast du Deiner Seligkeit geraubt.“ Er schob den Freund zur Thüre hinaus, und mit einem schlaun Lächeln trat er wieder vor sein Gemälde und rief: „es ist gelungen!“ Aber nach einer Stunde kehrte der Graf bleich und verstört zu dem Freunde zurück: „auch sie hat mich verworfen,“ rief er ihm entgegen.

Der Maler ließ die bunte Kreide fallen und rief: „unmöglich! Antonie, dich?“

„So ist es,“ wiederholte Adolph tonlos: „wie ich sie auch drängte, wie ich auch bat und flehte, sie erblickte zum Leichenbilde, sie zitterte, in dem Beben ihrer Stimme lag ein Gefühl, das mir die Gluth der heiligsten Liebe zu sein schien, aber dennoch blieb sie fest und unerbittlich.“

Der Künstler rieb sich die Stirn und fragte dann schnell: „hast du ihr gesagt, daß du arm bist.“

„Ich wagte nicht, es ihr zu gestehen, da um der Armuth willen mich Eugenie verschmähte.“

„Ach du Menschenkenner,“ rief Etienne in komischem Jorn, jene gab dir einen Korb deiner Armuth, diese deines vermeinten Reichthums wegen. Dort zu arm, hier zu reich! Ich sehe schon, ich muß dein Freiwerber werden. Komm! komm! ich will dem hübschen Kinde aufrichtig gestehen, welch ein armer Schwächer du geworden bist, und wenn sie das hört, was gilt's! sie läspelt das Gewährungswort.“

Er nahm den Freund unter den Arm und eilte mit ihm von dannen.

Die arme Antonie in ihrem kleinen Stübchen nähte an dem Todtengewande ihres Stiefvaters, und heiße Thränen flossen auf die Arbeit nieder. War der alte Mann ihr auch eine bange Sorge und eine schwere Last gewesen, so fühlte sie sich doch durch dessen Tod völlig vereinsamt und verwais't. Ein andrer Schmerz, der in ihrer Brust wogte, und den sie sich so gerne selbst verbergen wollte, hatte keine Sprache, keinen Klage laut. Da klopfte es an die Thüre; Adolph und Etienne traten ein.

Antonie erschrak so heftig, daß sie sich nicht erheben konnte; das Todtenhemd entfiel ihren Händen und sie ver-

möchte nur diese bittend den Eintretenden entgegen zu halten. Aber Etienne nahte sich ihr freundlich, faßte ihre Hand und fragte mit seiner drolligen Gutmüthigkeit, der man nicht zürnen konnte: „warum, mein liebes Kind, willst du denn dem Armen da nicht deine Hand und dein Herz geben?“

„Ich bin eine Magd!“ flüsterte Antonie.

„Du bist ihm ebenbürtig,“ entgegnete der Künstler, „und dein Vater starb den Tod des Helden.“

„Aber ich bin auch eine Bettlerin!“ schluchzte Antonie lauter.

„Ei!“ rief der Künstler fast fröhlich, „da paßt ihr abermals recht gut zusammen; mein Freund ist auch nur ein armer Schwächer, denn sein Oheim hat ihn enterbt.“

„Enterbt!“ fuhr Antonie erschreckt empor, „enterbt,“ wieder holte sie, indem sie des Grafen beide Hände faßte. „Armer Adolphy!“ Diese, trauliche Benennung war die Verrätherin ihres Herzens geworden. „Reicher Adolphy!“ jubelte der Künstler, indem er Antonie widerstandslos in Adolphy's Arme drückte. „Da hast du das Jawort!“

Antonie hatte nun kein Wort der Verneinung; sie lehnte das Haupt an des Geliebten Brust und flüsterte unter Thränen lächelnd: „wir wollen recht fromm bleiben, und immerdar arbeitsam und genügsam leben.“

Welche Liebenden glauben nicht den Muth zu haben, die Last der Armuth ertragen zu können. Ach, diese Täuschungen des Lebens sind so heilig als ihre Folgen oft schmerzreich sind.

Und während die Liebenden so ihre Freuden ausspannen, tanzte und lärmte der wilde Etienne einem Wahnsinnigen gleich, in dem Zimmer umher, aber bald wurde ihm das Stübchen zu eng. Er faßte den Freund; „komm, rief er, wir müssen dein Glück ausschreien in den Straßen und auf den Marktplätzen, müssen den Pfarrer und die Hochzeitgäste bestellen.“

Umsonst widerstrebte Adolphy dieser Trennung, dem Freunde mußte der Wille geschehen. Und eh eine Viertelstunde entrann, war Antonie wieder allein, blickte gedankenvoll auf das Todtenhemd nieder und fragte, das Geschehene nicht fassend; sich selbst: „mein Gott, ist es denn möglich!“

Da tönten abermals schwere Tritte auf der Treppe, Antonie wählte Anfangs, der Geliebte und sein Freund kehrten

zurück, über ein alter Mann mit einem finstern Antlitz, das von Furchen und Wunden gleich sehr entstellt war, trat in die Thür und starrte auf die Jungfrau nieder. Endlich trat er einen Schritt näher und fragte: „sind Sie Antonie von Ebersfels?“

„Ich bin es,“ antwortete sie.

Da zuckte es seltsam in den Zügen des alten Mannes; er schloß die Jungfrau fest in seine Arme, küßte ihr Stirn und Auge, und rief mit tief bewegter Stimme: „ja, das ist sein Antlitz, sein Auge!“ und mit fast zaghaftem Bangen fragte er: „Kind, hast du mir geflucht in deinen schmerzreichen Stunden?“

„Am Gotteswillen,“ rief die noch immer besangene Antonie, „wie dürfte ich einem Menschen fluchen?“

„Doch, doch,“ fuhr der Alte fort, „du hättest ein menschliches Recht dazu, ich habe dir den Vater geraubt; um mich zu retten, fiel er im blutigen Kampfe. So bist du durch mich verarmt, so habe ich dein Leben verödet; zwar wollte ich nach Kräften gut machen, doch als ich aus den Stürmen des Krieges zurückkehrte, hatte sich deine Mutter bereits getrostet und einen Andern geheiratet. Da zuckte der Groll wieder auf in meinem Herzen. „Weibertreue“, rief ich, denn mir selbst war noch Schlimmeres geschehen, und zog wieder von dannen. Nun aber vernahm ich, daß die Tochter meines Lebensretters als niedre Magd dienen müsse, und daß sie den Lohn ihrer Mühen mit demjenigen theile, der ihr die Mutter raubte. Da bin ich hierher geeilt; Kind, ich bin ein sehr armer Mann; ich weiß mich kaum mehr zu erinnern, was eine Freude ist, den letzten, den ich liebte, hat mir sein Starrsinn entfremdet, aber Gold und Güter hab' ich übergenug. Alles ist dein, — er warf ein Paß Papiere auf den Tisch — und ich will fortan von deiner Gnade leben!“

Die arme Antonie, betäubt von dem abermaligen Wandel ihres Geschickes, hatte keinen Dank. Wie von einem schönen Traume besungen, faltete sie ihre Hände und rief abermals: „ist es denn möglich!“

Da stürzten Adolph und Etienne ins Zimmer. „Oheim!“ rief der Graf verwundert, und stürzte in des alten Mannes Arme.

Dieser blickte überrascht auf den Neffen nieder und fragte: „du nennst mich Oheim, du schließt mich an dein Herz; weißt du denn nicht, daß ich dich enterbt habe?“

„O, zu meinem Glücke,“ frohlockte der Graf, „dadurch gewann ich das Herz dieses herrlichen Mädchens.“

„Wie,“ rief der Alte zweifelnd, „du heirathest dieses Mädchen, nicht die Tochter der Treulosen —“

„Nein, nein“, entgegnete Adolph, „Antonie wird meine Gattin.“

Jetzt schloß auch der Oheim den Neffen in seinen Arm, während er mit dem andern Antonie an sein Herz zog.

Alle waren glücklich.

Der Traum der Liebe wie der des Lebens ist diesen Glücklichen längst geendet. Aber der Künstler hat „der schönen Wienerin“ Unsterblichkeit verliehn, denn noch jetzt weilt mit Bewunderung das Auge auf dem berühmten Gemälde des Etienne Pottard in der Dresdener Gemäldegallerie, das dem freundlichen Leser im Titelbilde dieses Büchleins vergegenwärtigt wird.

Wie sieht es auf den übrigen Weltkörpern außer unserer Erde aus?

Von W. Stieber.

Nachdem wir öfter Gelegenheit genommen, unseren Lesern mannigfache, wunderbare Erscheinungen vorzuführen, welche die göttliche Allmacht unserer Erdoberfläche einverleibt hat, so können wir nicht umhin, uns auch außerhalb derselben ein wenig umzusehen und die verehrlichen Leser einzuladen, uns auf einer Lustreise, namentlich nach den übrigen Planeten unseres Sonnensystems, zu begleiten. Wir werden hierbei freilich wegen eines geeigneten Transportmittels in nicht geringer Verlegenheit sein, denn wollten wir mit unseren gewöhnlichen Postwagen fahren, so würden wir, selbst wenn wir Tag und Nacht zubrachten, schon zu einer Reise nach dem Monde sechs Jahre gebrauchen; ehe wir aber nach der Sonne gelangten, würde ein Zeitraum von etwa 2400 Jahren vergehen und uns hierbei wohl jedenfalls die Zeit etwas lang werden. Auch unsere Dampfwagen würden uns schlechte Dienste leisten, da wir auf ihnen bis zum Monde 270 Tage und bis zur Sonne eben so viel Jahre zubringen müßten. Selbst